

„Beati pauperes“
100 Jahre verbandliche Caritasarbeit in der Erzdiözese Freiburg.
Aus schwierigen Anfängen zum festen Haus der Nächstenliebe*

Von Hugo Ott

Ich bewahre eine prägende Erinnerung an Prälat Alois Eckert, der von 1916 bis 1952 den Aufbau, die Ausgestaltung und die Schwerpunktbildung des Freiburger Diözesancaritasverbandes maßgeblich getragen hat. Mit diesem Andenken will ich beginnen: Im Frühsommer 1947, in einer Zeit wahrhaftigen Umbruchs nach der schlimmen Katastrophe des 2. Weltkriegs, in äußerster materieller Not, im Elend der Vertreibung, der Heimatlosigkeit vieler Menschen, die nach neuer Bleibe suchten, in einer Zeit des Neuanfangs, erlebte ich den damaligen Vorsitzenden des Caritasverbandes für die Erzdiözese Freiburg, ohne freilich die geringste Ahnung von seiner Funktion zu haben oder gar von der Existenz dieser Caritas-Organisation zu besitzen: Im Juni 1947 feierte der Rektor des erzbischöflichen Gymnasialkonvikts in Tauberbischofsheim, dessen Alumne ich war, das silberne Priester-Jubiläum. Aus diesem Anlass war sein Pülfringer Landsmann Alois Eckert, ehemaliger Absolvent des Tauberbischofsheimer Gymnasiums und ebenfalls Alumne des Gymnasialkonvikts, aus dem für uns so fernen und durch die Zoneneinteilung noch mehr entlegenen Freiburg gekommen, um die Festpredigt zu halten – *plenis in coloribus* als Domkapitular hatte er sein Thema unter Gertrud von Le Forts „Hymnen an die Kirche“ gestellt – eine mich, damals fünfzehnjährig, zutiefst ergreifende Predigt. Noch nie hatte ich von dieser Dichterin gehört, und das hohe Pathos der Textstellen, die Eckert in seine Predigt einbaute und die dem eigenen Pathos entsprachen, hat mich sehr angerührt:

„Heiligkeit der Kirche.

Deine Stimme spricht:

Ich habe noch Blumen aus der Wildnis im Arme, ich habe noch Tau in meinen Haaren aus Tälern der Menschenfrühe.

* Vortrag im Rahmen der Akademietagung: Zwischen kirchlichem Grundauftrag und modernem Sozialkonzern. 4. – 5. April 2003. Katholische Akademie Freiburg

Ich habe noch Gebete, denen die Flur lauscht, ich weiß noch, wie man die Gewitter fromm macht und das Wasser segnet.

Ich trage noch im Schoße die Geheimnisse der Wüste, ich trage noch auf meinem Haupt das edle Gespinst grauer Denker,

Denn ich bin Mutter aller Kinder dieser Erde: was schmähest Du mich, Welt, daß ich groß sein darf wie mein himmlischer Vater?

....

Ich war die Sehnsucht aller Zeiten, ich war das Licht aller Zeiten, ich bin die Fülle der Zeiten. Ich bin ihr großes Zusammen, ich bin ihr ewiges Einig.

Ich bin die Straße aller ihrer Straßen: auf mir ziehen die Jahrtausende zu Gott!“

Diesem Priester hatte Reinhold Schneider zum 60. Geburtstag Anfang 1947 ein Sonett gewidmet „Vom Dienst und Opfer am Altar erhellt“, was seine Nähe zur liturgisch inspirierten Dichtung erklärt.

In der kantigen Sprache und dem unverwechselbaren ostfränkischen Dialekteinschlag vermochte der Prediger aufzurütteln. Es war eine ungewohntes Erlebnis, das ich nie vergessen konnte. Ich wusste, dass er aus dem bäuerlichen Pflfringen, aus dem Bauland, das auch Madonnenland genannt wurde und wird, stammte, einer gesegneten Getreidelandschaft mit mittleren Höfen, die eine Familie ernährten – dort wird auch der Dinkel angebaut, aus dessen vor der Reife geernteten Frucht die Bauern auf den Darren den Grünkern herstellten. Viele Jahre später, als ich dem greisen Alois Eckert hier in Freiburg wieder begegnete, ihn immer wieder traf und wir in landsmannschaftlicher Verbundenheit uns austauschten, spürte ich, dass er noch im Bannkreis von Gertrud von Le Fort stand, der Flur lauschen konnte, das Wasser segnete und das Gewitter fromm machte. Oft sprach er von den Brunnen seines kleinen Dorfes, die Orte der Kommunikation waren und eine nicht zu unterschätzende soziale Funktion besaßen. Er war seiner Herkunft treu geblieben, was selbstredend Grundlage seiner seelsorgerischen und caritativen Arbeit gewesen ist, wie mir bei näherer Befassung mit meinem Thema sehr deutlich wurde. Und viele Eckert persönlich nahestehende Zeitzeugen haben gerade diesen pastoralen Aspekt verdeutlicht.

Aber 1947 hatte der Caritas-Prälat im badischen Hinterland durchaus sehr konkrete Aufgaben zu erledigen – im Auftrag des Erzbischofs, dem die Not der Vertriebenen ein Herzensanliegen war: Die Flüchtlingslager in Gerlachsheim und Seckach – im Umfeld von Tauberbischofsheim –, durch die Tausende Heimatloser geschleust wurden, konnten nur entlastet werden, wenn Wohnraum geschaffen wurde – und dies in der Zeit der Materialknappheit und Mangelwirtschaft, ja der Zwangsbewirtschaftung.

Erzbischof Gröber hatte im zu Recht berühmten Fastenhirtenbrief von 1946 besonders den Diözesancaritasverband in die Pflicht genommen: „Ich

fordere namentlich die Caritas meiner Erzdiözese auf, alles, auch das Äußerste aufzubieten, um den Ostflüchtlingen, den Kindern und den Kranken und den Alten zumal zu helfen. Lassen wir diese heilige Caritasstunde, die nun da ist, nicht unbenutzt vorüberrennen.“ Gröber, schon in der Zeit vor seinem bischöflichen Amt mit der Caritas verbunden – er gehörte als Domkapitular dem Verwaltungsrat des Diözesanverbandes an –, mahnte jetzt nach den Fahrnissen während des sog. Dritten Reiches zum Aufbruch. Für den Oberhirten stand die Lösung der Wohnungsfrage im Vordergrund: Im Oktober 1946 forderte er die Pfarrämter auf, selbst in unbenutzten Pfarrscheunen Wohnungen für die Vertriebenen einzurichten.

Am 21. Oktober schrieb er dem Diözesancaritasverband, es müsse von dessen Seite die Lösung der Wohnungsversorgung vorangetrieben werden. Ihm war bewusst, dass die Beziehungen zwischen Neu- und Altbürgern durch die angespannte Wohnraumsituation in unerträglicher Weise beeinträchtigt werden könnten. Wie meist bei Conrad Gröber wurden Nägel mit Köpfen gemacht – er konnte freilich auf ein Team erfahrener Persönlichkeiten zurück greifen und zugleich auf guten Strukturen aufbauen: Der Baureferent und einschlägig ausgewiesene Domkapitular Dr. Aschenbrenner wurde mit der Schaffung eines Siedlungswerkes beauftragt. Es kam zur Gründung der „Neuen Heimat“, aus dem Quellgrund der seit 1929 in Freiburg bestehenden „Familienheim“-Baugenossenschaft, die so segensreich gewirkt hatte. Alois Eckert war selbstredend maßgeblich beteiligt, wie er schon seit den Anfängen der „Familienheim“ von 1929 an die Caritas bei der Familienheim vertreten hatte, so auch jetzt wieder beim Start der „Neuen Heimat“, die in erster Linie für die amerikanische Zone, also für den nordbadischen Teil der Erzdiözese ausgerichtet war, wo durch den hohen Anteil an Vertriebenen die größte Wohnungsnot herrschte. Eckert wurde unterstützt durch Caritasdirektor Baumeister, und das neue Siedlungswerk, das in Karlsruhe eine 2. Geschäftsstelle unterhielt, erhielt tatkräftige Hilfe von Caritasdirektor Friedrich Fritz als Leiter des Diözesan-Caritassekretariats für Nordbaden. Friedrich Fritz sollte 1955 die Leitung des Diözesanverbandes übernehmen, die er bis 1963 inne hatte. Auch Albert Stehlin zählte zu den Männern der ersten Stunde, der ja seit 1930 – damals Caritasrektor in Pforzheim – Erfahrungen in der Wohlfahrtspflege gesammelt hatte, die er 1946 als Diözesancaritas-Direktor in Freiburg voll einsetzen konnte. Ihm ist wesentlich zu verdanken, dass mit der eigentlichen Gründungstätigkeit der „Neuen Heimat“ die Caritassekretariate der nordbadischen Landkreise betraut wurden. Hierbei erwies sich die große Organisationskraft des Caritasverbandes, der noch über eine weitgehend intakte Infrastruktur verfügte, die jetzt den neuen Aufgaben angepasst wurde. Albert Stehlin hat in einem präzisen Beitrag zur 50-jährigen Festschrift dargetan, wie nach 1945 neben den schon länger bestehenden städtischen Caritasverbänden in al-

len Landkreisen sogenannte „Kreis-Caritasverbände“ geschaffen wurden mit jeweils einem kleinen Caritas-Sekretariat – also bewusst nicht auf Dekanats-ebene – aus praktischen Gründen, weil die dringend erforderliche Zusammenarbeit mit den Kreisbehörden diesen Zuschnitt nahelegte.

Ende Oktober 1946 trafen sich in Heidelberg die Vertreter der Caritas-Sekretariate Nordbadens, um die Gründung der gemeinnützigen Baugenossenschaften zu beraten. Dabei spielte das Aufbauwerk des Hettinger Pfarrers Heinrich Magnani, gleichzeitig Vorsitzender des neuen Kreis Caritasverbandes Buchen eine Rolle. Der Pfarrer hatte schon Ende 1945 in Erwartung der großen Vertriebenenströme die Notgemeinschaft Hettingen gegründet, aus der noch im Dezember 1946 die Baugenossenschaft „Neue Heimat“ für den Landkreis Buchen hervorging. Heinrich Magnani tat ein übriges und gründete 1947 das Kinder- und Jugenddorf „Klinge“ bei Seckach im Odenwald, eine vorbildliche Einrichtung, die auf die ganze Erzdiözese und darüber hinaus ausstrahlte. Magnani kann als Prototyp des Caritas-Pfarrers gelten, und zugleich hatte sein Siedlungswerk „Neue Heimat“ Buchen Vorbildfunktion, weil hier mit sehr unkonventionellen Methoden gearbeitet und Wohnraum geschaffen wurde.

Es traf zu, was Pater Ivo Zeiger, der Regens des Germanikums in Rom, nach seinem im Herbst 1945 durchgeführten Besuch Deutschlands und Österreichs dem Papst berichten konnte: „Der Caritas-Verband (ich sprach mit der Zentrale Freiburg und in allen Diözesen mit den lokalen Direktoren) steht voll auf den Beinen und arbeitet mit tausenden von freiwilligen Helfern als die stärkste Hilfsorganisation des Landes“.

Ist das feste Haus der Nächstenliebe bereits errichtet, fest errichtet, und hat es gerade in der schwierigen Zeit nach dem Krieg seine Bewährung bestanden? Es spricht viel dafür, und es könnte scheinen, dass die Fundamente ordentlich gelegt und in den Jahrzehnten seit der Gründung des Caritas-Verbandes der Freiburger Erzdiözese den jeweils erforderlichen Aus- und Umbau getragen haben. Konnte also auf dieser soliden Basis weiter gebaut und das Haus der Caritas weiter eingerichtet werden? Für Alois Eckert, der im Herbst 1944 in einer interessanten Denkschrift zu Händen des Erzbischofs über die „Caritasaufgaben nach dem Krieg“ nachgedacht hatte – Hans-Josef Wollasch hat sie 1987 in den „Erinnerungen zum 100. Geburtstag“ von Alois Eckert veröffentlicht –, für Eckert stand fest: „Zur Bewältigung der heute noch nicht übersehbaren Caritasaufgaben benötigen wir folgendes: 1. Eine straffe diözesane Leitung unter Führung und Aufsicht des Erzbischofs. Der Diözesancaritasverband ist die vorhandene Einrichtung. Mehr noch als bisher wird aus äußeren und inneren Gründen von der Diözesanleitung die Führung ausgehen müssen. Wie im weltlichen Raum eine gesteuerte Wirtschaft u.a. sein wird, so muss auch auf kirchlichem Gebiet dieser Grundatz Anwendung finden.“ Dies rangierte für Eckert an 1. Stelle neben dem weiteren Erfordernis der Gewinnung

und Zusammenfassung der notwendigen Kräfte aus den Mutterhäusern und den caritativen Fachverbänden – ein Destillat gleichsam, gewonnen aus einem reichen Leben im Dienst der Caritas, der er von der Pike auf verbunden war, seit ihn 1916 Prälat Lorenz Werthmann aus dem preußischen Sanitätsdienst für die Freiburger Zentrale reklamiert und freibekommen hatte.

Wir sind auf die Anfänge verwiesen – auf die tastenden Versuche auf den Pfaden der Caritas, die ja so eng mit Lorenz Werthmann verbunden sind, der 1897 in einem Parforceritt den caritativen Zentralverband für das katholische Deutschland mit Sitz in Freiburg gründete und im Spiel der partikularen diözesanen Kräfte der caritativen Grundströmung zum Durchbruch verhalf, exemplarisch bei der 1903 erfolgten Errichtung des Freiburger Diözesan-Caritasverbandes mit dem Zwecke, „alle auf caritativem Gebiete tätigen Kräfte zu fördern und die Aufgabe der christlichen Nächstenliebe innerhalb der Erzdiözese Freiburg zur Durchführung zu bringen“, wie es im Gründungsstatut heißt. An der Spitze stand bis 1916 Werthmann selbst, beide Positionen in Personalunion verbindend. Dieser organisatorische Freiraum war ihm durch den Erzbischof Thomas Nörber ermöglicht worden. Dieser große pastorale Erzbischof, aus dem einfachen Pfarrklerus kommend, Klosterpfarrer in Baden-Baden zuvor, kam zur rechten Zeit auf den lange vakanten Freiburger Erzbischofsstuhl. 1898 nach der Inthronisation war auch in der Kirche von Freiburg Neuaufbruch angesagt. Der „gediente Landpfarrer Nörber“, wie er sich selbst charakterisierte, war manchen Angehörigen der Upper Class Freiburgs wenig willkommen. Und einige hohe Herren der Theologischen Fakultät der Freiburger Universität rümpften die Nase über den bäuerlichen Kandidaten. „Die Wahl traf den gänzlich unbekanntem und nullen Pfarrer Nörber, Klostergeistlichen in Baden-Baden“, das sei ein Verbrechen an der Kirche, schrieb der renommierte Professor für christliche Kunstgeschichte, Franz Xaver Kraus, übrigens der hochdotierte V-Mann, der den Großherzog und den Reichskanzler Bismarck lange Jahre mit Informationen aus dem kirchlichen Bereich versorgte – und ein anderes Mitglied der Alma Mater Freiburgensis meinte, man habe den Erwählten noch rasch vor der Bischofsweihe den Ehrendoktor verleihen müssen, um ihn vor Verlegenheiten zu bewahren, da doch andere Bischöfe wissenschaftlich ausgewiesen seien und selbstverständlich den Doktorgrad besaßen – und der Metropolit von Freiburg eine theologische Kümmerexistenz. Ein ganz anderes Votum gab der Zentrumspolitiker Constantin Fehrenbach ab – er wurde nach dem 1. Weltkrieg Reichskanzler – der Freiburger Josef Wirth, ein sehr aktives Mitglied der akademischen Vinzenzkonferenz, sollte ihm 1921 in diesem hohen Amt nachfolgen – Fehrenbach also, der am Weihetag in einer Festrede namens des Freiburger Stadtrates erklärte, dass ein Priester vom schlichten Pfarrer zum Erzbischof erhoben werde, entspreche dem demokratischen Sinn der katholischen Kirche, die den geeignetsten Mann

immer an die rechte Stelle zu setzen wisse. Eine bedeutende Aussage, denn er hat mit dieser Feststellung das Wesen des Erzbischofs Nörber im Kern getroffen: ein Mann der praktischen Seelsorge, hervorgegangen aus dem einfachen Volk, dessen Leiden und dessen soziale Lage er kannte. Wenn wir ihn selbst hören wollen: Die Verbindung zum Pfarrklerus sei ihm ein besonderes Anliegen, schrieb er in seinem ersten Hirtenbrief. „Ich begrüße Euch, geliebte Priester, die Ihr die Jugend lehrt und die Seelen leitet. Ich stamme aus Eurer Mitte, ich kenne Eure Arbeiten, Eure Entbehrungen und Eure Liebe. Ihr seid das Salz der Erde und meine Hoffnung. Ohne guten Klerus wäre der Bischof ohnmächtig wie ein Feldherr ohne Soldaten. Stehet treu zu Eurem Bischof, der Euch liebt und Euch schützen will, wie sein eigenes Auge.“ Dem Nuntius berichtete er, er wolle sich als Bischof väterlicherseits des Klerus' annehmen. Aus eigener Erfahrung wisse er, dass gerade der niedere Klerus hierin ein Versäumnis der früheren Bischöfe sehe. Er ließ in diesem Gespräch auch keinen Zweifel, das Ordinariat möglichst von überflüssiger Bürokratie zu befreien, weil sie bei den Pfarrern nicht erwünscht sei und den Bedürfnissen des Volkes nicht entspreche. Es ging um andere Felder, nicht zuletzt um das Feld der Caritas. Er bekundete sogleich nach der Bischofsweihe sein großes Interesse an der Sache der Caritas, sei stolz, dass diese Pflanze aus dem Boden seiner Diözese entsprossen sei, und er wolle sie tatkräftig fördern, was 1900 in einer wegweisenden Entscheidung erfolgte durch die Ernennung Werthmanns zum „Commissarius für charitative Angelegenheiten“ mit der Zuweisung eines Funktionsgehalts – wie bescheiden doch die Anfänge waren! Und Erzbischof Nörber hatte das Aufgabengebiet für Werthmann sehr eng gefasst: zunächst die Fürsorge für die Pastoration der italienischen Arbeiter in der Erzdiözese Freiburg – es wohnten zahlreiche Italiener überwiegend mit Familien in den Brennpunkten der badischen Wirtschaft, nicht nur in den Großstädten, z.B. auch in den jungen industriellen Zentren der Aluminiumproduktion nahe bei den Großkraftwerken der Elektrizitätserzeugung. Dem in Rom ausgebildeten Werthmann tat sich ein schönes Betätigungsfeld auf.

Dieser Erzbischof war auch in seinem priesterlichen Wandel ein Mann der Caritas. Die Überschüsse seiner Einkünfte gab er wohltätigen Zwecken, lebte so bescheiden, dass er für den Umzug aus dem Baden-Badener Klosterpfarrhaus in das erzbischöfliche Palais das Angebot von Weihbischof Dr. Knecht auf materielle Unterstützung bei diesem kostspieligen Unterfangen annehmen musste, wie es im Brief an Knecht heißt: „Selbstverständlich muß ich davon Gebrauch machen, da ich in diesem Punkte das Beati pauperes auf mich anwenden kann.“ Beati pauperes. Dieses thematische Element meines Vortrags habe ich diesem Brief von 1898 entnommen, und der Erzbischof blieb in der Sorge für die Armen und in der Gestaltung einer festen Caritas-Organisation ab 1903 davon geleitet, dass hier die göttliche Vorsehung walte.

Durch den Ausbruch des 1. Weltkriegs waren die Karten neu gemischt und der jungen Caritas gewaltige Aufgaben für die Linderung der materiellen und geistigen Not gestellt worden. Aber auch diese neuen Perspektiven zeigte Nörber auf der fünften Tagung des Diözesan-Caritas-Verbandes im Februar 1916 in einer programmatischen Rede auf. Der eigene Verband müsse modern durchorganisiert werden, hauptamtliche Kräfte müssen eingestellt werden, um die örtlichen Caritasverbände zu schaffen und zu stabilisieren. Alle Pfarreien sollten sich jetzt dem Diözesanverband anschließen, wie dies in einem Ordinariatserlass formuliert wurde: Dass „der Caritasverband für die Erzdiözese Freiburg als die kirchlich anerkannte Zusammenfassung und Vertretung aller Caritaswerke und Bestrebungen in unserem Erzbistum zu betrachten ist. Wir wünschen, dass alle katholischen caritativen Vereine und Anstalten, mögen sie von Laien oder Ordensgenossenschaften geleitet oder unterhalten werden, sich als Mitglieder demselben anschließen und an seinen Veranstaltungen regen Anteil nehmen.“ Das Kriegsjahr 1916 ist ein Markstein in der Geschichte des Verbandes, besonders deswegen, weil Nörber den 29 Jahre alten Alois Eckert zum Caritassekretär ernannte, ihn de facto mit der Leitung des Diözesanverbandes betraute und damit eine personelle Umstrukturierung vornahm.

Damit war der Diözesanverband endlich zur Eigenständigkeit gelangt und nicht mehr vom Werthmannschen Zentralverband mitbesorgt. Lassen wir die Hintergründe beiseite – also offen, ob Werthmann dieser Entwicklung zugestimmt hatte, und wenden uns ein weiteres Mal dem jungen Priester Alois Eckert zu, der 1912 in St. Peter von Erzbischof Nörber geweiht wurde – von seinem fränkischen Landsmann, denn Nörber stammte aus Waldhausen, dem Heimatort Eckerts benachbart. Da gab es gemeinsame Wellenlängen. Er gehörte zu der kleinen Gruppe von Geistlichen, die in der Freiburger Erzdiözese eine wissenschaftliche Ausbildung im Bereich Nationalökonomie erhalten sollten, damit sie gemäß den Vorstellungen der päpstlichen Sozialzyklika „Rerum Novarum“ und einer pastoraltheologischen Neuausrichtung wirken konnten. Die Kirche hatte sich im säkularen Umbruch des 19. Jahrhunderts darauf einzustellen, dass Deutschland von einem agrarisch zu einem industriell dominierten Land geworden war mit tiefgreifenden Veränderungen in der Gesellschaft – eine in der Agrargesellschaft noch fest verwurzelte Kirche musste sich in der entstehenden Industriegesellschaft neuen und existentiell wichtigen Fragen stellen, d.h. die Kirche als Volkskirche war ernsthaft angefochten. 1891 hatte Papst Leo XIII. mit Rerum Novarum den Herausforderungen der modernen Industriegesellschaft entsprochen. Für die kirchliche Praxis hieß dies, die lehramtliche Botschaft zu übersetzen, d.h. die künftigen Geistlichen mit den Problemen der Arbeiterschaft vertraut zu machen und vor allem die sich entfaltende katholische Arbeiterbewegung zu stützen. Vorbildlich wurde dabei Dr. Anton Retzbach, ebenfalls wie Nörber und Eckert aus dem badischen

Frankenland stammend, sozialwissenschaftlich ausgebildet und zuständig für die Unterweisung der Priesteramtskandidaten auf dem Gebiet der sozialen Frage. Die Dissertation von Anton Retzbach „Die Handwerker und die Kreditgenossenschaften. Ein Beitrag zur Handwerkerorganisation“, mit der er 1898 in Freiburg zum Doktor der Staatswissenschaften promoviert worden ist, wurde mit Hilfe von Lorenz Werthmann, der in seiner römischen Zeit in engster Nähe zu Franz Hitze, dem großen Gestalter der katholischen Soziallehre stand, veröffentlicht, was zeigt, wie eng die kleinen Kreise verbunden waren und wie sich der Verbandskatholizismus aus diesen wenigen Zellen entfaltete. Dr. Retzbach gehörte später selbstredend dem Verwaltungsrat des Diözesancaritasverbandes an.

Eckert begann 1913 in Freiburg mit dem Studium der Nationalökonomie und konnte zum WS 1914/15 bereits nach Kriegsausbruch das Studium in Berlin fortsetzen, hoch beeindruckt von den Professoren seiner Zunft, wie er im Semestralbericht ausführt. Berlin sei „das Rom der Nationalökonomie“ und er wollte durch das Studium der Nationalökonomie ein tieferes Weltverständnis erlangen. „Mit Gottes Hilfe hoffe ich, vieles hier zu lernen, um es als Seelsorger voll und ganz zu verwirklichen.“ Vor allem hatte es ihm Heinrich Herkner angetan, ein Gelehrter, der sich u. a. mit der elsässisch-lothringischen Arbeiterschaft befasst hatte und bei dem Eckert wohl hätte weiter arbeiten und abschließen können, wenn er nicht im Frühjahr 1915 zum Kriegsdienst als Sanitäter einberufen worden wäre. Die ihm verbleibende Freizeit nutzte er u. a. zu Besuchen und Gesprächen mit zwei wichtigen Jesuitenpatern, dem aus Konstanz stammenden P. Constantin Noppel, der in der Jugendfürsorge neue Wege ging – er wurde 1915 von Nörber und Werthmann mit der Ausarbeitung einer „Denkschrift über den Ausbau der katholischen Caritasorganisation“ zur Vorlage für die Fuldaer Bischofskonferenz beauftragt – und vor allem Heinrich Pesch, der in jenen Berliner Jahren an seinem Lebenswerk, dem „Lehrbuch der Nationalökonomie“ arbeitete – alles ein Beweis für das Bemühen, den Horizont zu erweitern und möglichst viel von den Anregungen aufzunehmen, zu speichern, zu verarbeiten und später anzuwenden. Alois Eckert hatte sich auf diese Weise umfassend weiterbilden können.

Einen solchen jungen, dynamischen Kopf brauchte Erzbischof Nörber für seinen Caritasverband. Er sollte sich nicht getäuscht haben. Schon im Tätigkeitsbericht des Direktors des Erzbischöflichen Missionsinstituts 1916/17 – Eckert war diesem pastoralen Institut als Seelsorger zugeordnet – liest man: „Alois Eckert hat sich als Diözesancaritassekretär im verflossenen Jahre den großen und zahlreichen Aufgaben der Kriegscaritas vollauf gewachsen gezeigt. Außer den vielen und aufreibenden Organisations- und Büroarbeiten, den ungezählten Sitzungen und Tagungen hat er auf ca. 30 Kleruskonferenzen für die Durchführung der Caritasaufgaben Sorge getragen.“ Zug um Zug entstanden

in Karlsruhe, Mannheim und Freiburg Caritassekretariate, das Freiburger leitete Eckert selbst, der behutsam die letzte Trennung der Geschäftsführung des Diözesanverbandes vom Deutschen Caritasverband zu Ende führte: Eigene Räume, eigene Kräfte, Buch- und Kassenführung verselbständigt. Die Trennung sei vollzogen, der Diözesanverband stehe auf eigenen Füßen, so im Tätigkeitsbericht 1917/1918, was der Erzbischof kurz vor Weihnachten 1918 – die Novemberrevolution war gottlob in Baden glimpflich abgelaufen, doch es waren höchst unsichere Zeiten besonders im Reich – dem Sekretär dankbar quittierte: „Empfangen Sie meine wärmste Anerkennung für die vorbildliche Umsicht und die opfervolle Hingabe, mit der Sie das große Werk der christlichen Caritas in unserer Erzdiözese leiten. Wir sind einen bedeutenden Schritt in der Lösung dieser modernsten Aufgabe der Kirche vorangekommen, und ich vertraue, daß Sie selbst im Bewußtsein, auf einem wichtigen Posten und mit offensichtlichem Segen Gottes Ihre Kraft eingesetzt zu haben, auch eine wahre persönliche Befriedigung und Aufmunterung empfinden. Es wird mir und der Kirchenbehörde ein Anliegen sein, Ihren Arbeiten möglichste Förderung zuzuwenden.“ Vielleicht ist es angebracht, in diesem Zusammenhang auf die innere Einstellung des Bischofs zur Bedeutung der katholischen Caritas zu verweisen: Das Christentum müsse durch die Werke der Nächstenliebe den Weg zu den Herzen suchen und sichern, um so gegen die Vertreter des modernen Heidentums bereits verlorene Positionen zurückzuholen. Das gesamte Fürsorgewesen drohe laisiert zu werden und die Kirche solle grundsätzlich ausgeschaltet werden. Der beharrlichen Arbeit Werthmanns sei es zu verdanken, dass die Gegner nicht mehr an der organisierten Caritas vorbei könnten. Er sehe dies als eine Gabe der Vorsehung an, wie er 1917 in einem vertraulichen Brief an seine Geistlichen schrieb. Der Hintergrund für diese Überzeugung kann in der erwähnten Denkschrift Noppels gesehen werden, die 1915 auf der Fuldaer Bischofskonferenz von Nörber vorgetragen und mit großer Zustimmung aufgenommen worden ist – der Durchbruch zur großen Caritasorganisation.

Aus kleinsten Anfängen wuchs die diözesane Organisation zu einem mächtigen Baum empor, vielästig, verzweigt und stets getragen vom Wurzelwerk, das die Nahrung aus dem Vollzug und Ausdruck des eigenen Wesens der Kirche selbst erhielt. Wenn ich mich in den ersten großen Tätigkeitsbericht über die Caritasarbeit von 1925 vertiefe, dann kann ich das nur mit Bewunderung tun, bei der auch eine leise Wehmut über die goldenen Jahre des blühenden Verbandskatholizismus mitschwingt. *Tempi passati!* Der Bericht wie auch die 1928 zum silbernen Jubiläum erschienene Festschrift „Auf den Pfaden der Caritas“ lesen sich wie ein *Vademecum* der katholischen Vereinigungen und Verbände, der Barmherzigen Schwestern, kurz aller Gruppen, die auf dem Feld der katholischen Liebstätigkeit sich versammelten. Die statistischen Zu-

sammenstellungen über die Arbeit der Caritasausschüsse, der Leistungen der barmherzigen Schwestern der badischen Mutterhäuser, von Kranken-Pflegestationen, Kleinkinderanstalten und Nähschulen, detailliert und in einem dichten Netz, das die ganze Erzdiözese überspannte, minutiös aufgelistet, all dies ist Beweis unermüdlichen, ja auch unerschütterlichen Dienstes. Ich schaue nach meinem Heimatort und bin angerührt über die großen Zahlen der geleisteten Hilfe, sehe die barmherzigen Schwestern, ihre Krankenbesuche, ihre Sterbebegleitung, ihre Ausbildungskapazitäten, auch, wie sie kleinere Verletzungen der Buben fachgerecht versorgten – man ging ja nicht gleich zum Arzt. Der imponierende Befund, den das Verzeichnis der geschlossenen Anstalten vermittelt: Krankenhäuser, Altersheime, Erholungsheime für Erwachsene und Kinder und dgl. mehr. In der Tat sagt die Statistik nicht das letztlich Entscheidende aus, und es ist Alois Eckert zuzustimmen, wenn er in der 1928er Festschrift schreibt: „Die Statistik kann das ganz Persönliche, das Seelische, die unschätzbaren und unwägbaren übernatürlichen Werte nicht wiedergeben.“ Die zwanziger Jahre mündeten in die große Weltwirtschaftskrise, in der die Caritas eine weitere Bewährungsprobe zu bestehen hatte angesichts der unvorstellbar großen Arbeitslosigkeit – neue Wege wurden erprobt: Winternothilfe, freiwilliger Arbeitsdienst. Die Gründung der vorhin erwähnten Familienheim-Baugenossenschaft erfolgte 1929 und wurde in die Caritasarbeit miteinbezogen.

Die Caritas ging ihren Weg, scheinbar unbeirrt durch die Stürme der Zeit – auch und gerade seit dem Beginn der nationalsozialistischen Diktatur. Erzbischof Gröber, maßgeblich am Zustandekommen des Reichskonkordats beteiligt und verwoben in das Problemgeflecht von Kirche und Staat unter den Bedingungen des Führerstaates, stand auf dem Posten: „Wir wollen hoffen, daß auch im neuen Staat die kirchliche Caritas sich frei entfalten kann. Wir haben das feste Vertrauen, daß von der Leitung des Caritasverbandes alles versucht wird, mit den neuen Stellen und Menschen in eine vertrauensvolle Zusammenarbeit zu kommen“, ließ der Bischof am 29. Juli 1933 die Leitung des Diözesanverbandes wissen. Das Reichskonkordat bildete den zureichenden Schutzschild für die Existenz des Verbandes. Doch musste bald auf neuen Fronten gearbeitet werden: So baute die Diözesanleitung in den folgenden Monaten ein Caritas-Notwerk auf, um aus politischen Gründen arbeitslos gewordenen Angestellten katholischer Laienorganisationen zu helfen. Der politische Umbruch zwang zu Neubesinnung – die Gründung des Herz-Jesu-Liebeswerkes etwa, ein Grundanliegen Eckerts. Immer wieder der erzbischöfliche Zuspruch, so ein Hirtenbrief zur Caritas-Sammlung 1935 und das eindringliche Schreiben Gröbers an Alois Eckert vom Oktober 1935: „Keine einzige caritative Stelle darf aufgegeben werden. Katholische Gemeindecrankenpflege ist eine seelsorgerliche Pflicht, weil in religiöser Hinsicht gerade die katholische Schwester am

Krankenbett nicht selten Ewigkeitswerte anbahnt oder vermittelt, deren Preisgabe unser eigenen Gewissen belasten müßte.“ Die Anpassung der Caritas-Arbeit nach Kriegsausbruch mit den spezifischen Problemen des Grenzlandes, mit Evakuierungen, Lazarettaufgaben. Die Gefährdung der Anstalten durch das Euthanasieprogramm. Eine Zwischenbilanz: Das erzbischöfliche Ordinariat schrieb am 22. März 1941 an die Verbandsleitung, man habe die „Genugtuung, dass die Verbandsleitung nichts unterlassen und alles getan habe, um in dieser Notzeit den Geist der christlichen Liebe in den caritativen Einrichtungen zu erhalten und den jeweiligen Bedürfnissen anzupassen und um den infolge des Krieges neu erwachsenen Aufgaben gerecht zu werden.“

Prälät Karl-Alexander Schwer, von 1963 bis 1984 an der Spitze des Diözesanverbandes, hat in der Festschrift zum 75-jährigen Bestehen des Verbandes einen bemerkenswerten Beitrag „Zur Individualität des Caritasverbandes“ verfasst, in der er dieses Spezificum durch die Verbandsgeschichte hindurch prüft – nicht zuletzt auch anhand der Entwicklung der Satzungen bis hin zur damals bevorstehenden Diskussion über eine neue Satzung, die schließlich 1980 erlassen worden ist, den demokratischen Gedankengängen Rechnung tragend einerseits, aber die starke Stellung des Bischofs betonend andererseits. Für seine Amtszeit kommen neben der beträchtlichen Ausweitung der caritativen Arbeit folgende Schwerpunkte in Betracht: Auf- und Ausbau der Arbeit für Ausländer, Aussiedler und Flüchtlinge – Aufbau der Hilfen für Behinderte und Psychischkranke – Gründung eines flächendeckenden Netzes von Sozialstationen – Aufbau von Beratungsdiensten verschiedener Art – Entstehung eines Gesprächskreises Caritas und Pastoral. Vor allem das erfolgreiche Projekt „Sozialstation“ kann nicht genug hervorgehoben werden – ich darf wohl von meiner Linie abweichen, nämlich keine Namen von Mitarbeitern besonders zu nennen: Ohne Frau Beltstler wären die Sozialstationen nicht so gut auf den Weg gebracht worden.

Ich schließe mich im übrigen der schönen Würdigung an, die Heinz Axtmann, Schwers Nachfolger im hohen Amt, vorgelegt hat: „Die besondere Sorge von Caritasdirektor Schwer galt den verbandseigenen Einrichtungen: Kinderheilstätten, Altenheimen, ein Kinderkrankenhaus, Jugendhilfeeinrichtungen, Fachschulen und psychologischen Beratungsstellen. Im Caritas-Altenzentrum Sancta Maria in Plankstadt schuf er eine Einrichtung, in der auf exemplarische Weise die Sorge des Diözesancaritasverbandes für die alten Menschen verwirklicht werden sollte.“ Dass der Diözesanverband auch maßgeblich an der Gründung des Benedikt-Kreutz-Rehabilitationszentrums in Bad Krozingen beteiligt war, war Schwer Herzenssache ebenso wie die Partnerschaft der Caritas Freiburg mit der Caritas der Diözese Dresden-Meißen in den Jahren der Ungewissheit des künftigen deutschen Weges.

Es wurde früher schon die schöne Metapher „Auf den Pfaden der Caritas“ gefunden. Pfade verlaufen nicht nur im leichten Gelände, sie müssen auch im schwierigen Terrain gefunden und gebahnt werden, damit die Trittsicherheit gewährleistet ist für alle, die die Pfade gehen wollen. Mitunter ist es geraten, auf dem Weg innezuhalten, auch in der Erinnerung. Ich denke an einen Menschen, der die Idee der organisierten Caritas mit großem Nachdruck früh vertreten hat: Franz-Josef Ritter v. Buß, dem wir die Etablierung der Barmherzigen Schwestern vom Heiligen Vinzenz von Paul aus Straßburg nach Freiburg – 1846 – verdanken und damit die Pflanzstätte, von welcher dann die praktische Caritas sich entfalten konnte. Dieser kämpferische politische Professor Ritter v. Buß ist vor 200 Jahren – am 24. März 1803 in Zell am Harmersbach geboren – dort wird seiner besonders gedacht – und er ist am 31. Januar 1878 – also vor 125 Jahren in Freiburg gestorben und ruht auf dem Hauptfriedhof. Ein Kreis von Getreuen hat an diesem Tag in einer kleinen Gedenkstunde an diesen Caritas-Pionier erinnert. Denn – und damit will ich schließen: Die Erinnerung ist das einzige Paradies, aus dem wir nicht vertrieben werden können.

Dem Vortrag liegt neben den bereits erwähnten Arbeiten folgende Literatur zugrunde:

Frank Schillinger: „Wenn der Herr nicht baut, dann bauen die Bauleute vergebens.“ Eine Studie zur Geschichte der katholischen Siedlungsbewegung in Deutschland nach dem Ersten Weltkrieg. Dargestellt am Beispiel der Erzdiözese Freiburg (1918-1997). Berlin 2001.

Hans-Peter Fischer: Die Freiburger Erzbischofswahlen 1898 und der Episkopat von Thomas Nörber. Ein Beitrag zur Diözesangeschichte. (= Forschungen zur oberrheinischen Landesgeschichte. Band XLI). Freiburg/München 1997.

Winfried Halder: „Die soziale Frage ist keine bloß theoretische Frage...“ – Anton Retzbach, ein bedeutender Praktiker der katholischen Soziallehre, in FDA 114, 1994, 191–227.